



Afrikanisches Klima.

---



## Afritanisches Klima.

Von P. Njembard Legendecker.

Schon oft mußte ich, wenn ich in Europa der Mission befreundete Personen traf, die Frage hören: „Nicht wahr, in Afrika muß es doch recht heiß und ungesund sein?“ — Da wußte ich dann eigentlich nie, was ich darauf antworten sollte, denn weder ein unbedingtes „Ja“, noch ein glattes „Nein“ wollte da stimmen, sowohl was die Hitze, als auch was die Gesundheit anbelangt. Die wenigsten Europäer machen eben den nötigen Unterschied zwischen Nord-, Zentral- und Süd-Afrika; sobald man vielmehr das Wort „Afrika“ hört, verbindet man damit ohne weiteres den Begriff „Hitze“, und wo es recht heiß ist, so schließt man weiter, müsse es auch wohl „ungesund“ sein. Und doch ist diese Vorstellung vielfach irrig.

Afrika ist groß, und da gibt es gesunde, ja recht gesunde Strecken, allerdings auch ungesunde, mit Fiebermiasmen geschwängerte Gebiete. Auch darf der Begriff „heiß“ keineswegs ohne weiteres mit „ungesund“ identifiziert werden, denn es gibt Strecken, die heiß und trotzdem recht gesund, andere, die weniger heiß und dennoch ungesund sind. Welch ein Unterschied da auf ganz kurzen Distanzen sein mag, mag ein Beispiel aus Deutsch-Ostafrika dartun: Etwa 100 Kilometer von Tanga entfernt erhebt sich das Ost-Njambaragebirge bis zu etwa 1200 Meter absoluter Höhe von der Steppe aufsteigend. Dahinter fließt der Luengera, der West- und Ost-Njambara von einander scheidet. West-Njambara weist eine Höhe von etwa 1800 Meter auf und fällt fast senkrecht gegen die Steppe ab, die bei Mombo 500 Meter überm Meerespiegel liegt. Unsere Station „St. Peter“ nun, etwa 2 Kilometer vom Rande dieses Gebirges entfernt, wies eine Höhenlage von 1480 Meter auf und überragte das unmittelbar darunter, in der Steppe liegende Masinde um 980 Meter. In der geraden Luftlinie waren die beiden Ortschaften nur etwa 4 Kilometer von einander entfernt und trotzdem war die beiderseitige Flora total verschieden. Bäume, Sträucher, Getreide, Gemüße, Palmenarten usw., die unten wuchsen, gediehen oben nicht, und umgekehrt. Selbst die Rinder, die von der Steppe in die Berge kamen, gingen innerhalb eines Jahres größtenteils ein. Noch mehr, Schwarze, die im Gebirge wohnten, wurden, wenn sie in die Steppe hinuntergingen, krank und waren dem Malariafieber fast noch mehr unterworfen als wir Europäer. Unsere Pferde durften nicht in die Steppe kommen. Während unten in der Steppe beständig die Malaria herrscht, waren wir oben frei davon. Wir hatten allerdings in „St. Peter“ auch Fieberkranken, allein dies kam daher, daß wir zeitweilig in Geschäften zur Küste reisen mußten und uns dort infizierten. Die Krankheit pflanzte dann am 9. Tage nach der Infektion zum Ausbruch zu kommen, nachdem wir längst wieder zu Hause waren.

Gehen wir hinunter nach Südafrika, so zeigt uns ein Blick auf die Karte, daß sich dort die Drakensberge in einer langen Kette von Nord nach Süd erstrecken und zwar viel näher der Ost- als der Westküste. Da sich aber die Drakensberge bis zu einer Höhe von 3400 Meter erheben und zwar in verhältnismäßig geringer Entfernung von der Küste, so liegt es auf der Hand, daß die Temperaturunterschiede zwischen Küste und Gebirge ganz bedeutend sind. In der Tat, während man in der Küste zur Winterszeit nie Eis oder Schnee sieht, ist dies im Gebirge keine Seltenheit.

Gehen wir noch einen Schritt weiter nach Süden, so finden wir in der Gegend von Kapstadt ganz andere Re-

genverhältnisse als in dem gar nicht so weit davon entfernten Natal. In Natal sind die Wintermonate, Mai, bis August, trocken, fast Tag für Tag ist heller Sonnenschein, Kapstadt dagegen hat Winterregen, ähnlich wie Europa.

Die verschiedene Höhenlage bedingt also auch eine verschiedene Temperatur, und die gesundheitlichen Verhältnisse sind in erster Linie davon abhängig, ob ein Ort im fumpfigen Tal und in feuchter Steppe, oder auf trockener, sonniger Anhöhe liegt. So ist es leicht erklärlich, daß zwei Orte, die geographisch nahe beieinander liegen, doch ein ganz verschiedenes Klima aufweisen, der eine ist gesund, der andere ist es nicht. Auf dasselbe mußte ich hinweisen, wenn ich gefragt wurde: „Was wä chst denn in Afrika?“ Denn auch das richtet sich in erster Linie nach der Lage der einzelnen Orte.

## Ermordet aus ungerechtem Argwohn.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Etwa drei Kilometer von unserer Missionsstation entfernt, wohnte in der Nähe des Umzimkulu-Flusses an einem Bergabhang der Heide S l o - g o l o - Z u l u (sprich Schlogolo Sulu). Er zählte bereits zu den älteren Männern und mochte bald die sechziger Jahre erreicht haben. Einer besonderen Beliebtheit unter seinen Stammesgenossen konnte er sich allerdings nicht rühmen, im Gegenteil, die wenigsten wollten etwas von ihm wissen und von manchen wurde er geradezu gehaßt. Warum? — Nun, er stand einmal in schlimmem Ruf, ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt; man konnte ihm eigentlich nichts nachsagen, er lebte wie die übrigen Schwarzen alle. Auch daß er in der Regel eine Anzahl kleiner ausgehöhlter Ziegenhörner an einer Schnur um den Hals trug, war hierzulande nichts Ungewöhnliches. Viele heidnische Männer tragen ihre „Medizinen“ auf solche Weise mit sich, um bei etwaigen Unglücksfällen, wie zum Beispiel bei einem Schlangenbiß schnell ein Gegenmittel zur Hand zu haben. Und Schlangen gibt es hier in Natal in Menge.

Slogolo verstand sich auf die Heilkunde. Er sammelte eine Menge nützlicher Pflanzen und Kräuter und verabreichte sie gegen eine entsprechende Entschädigung an Hilfe suchende Kranke. Doch gerade deshalb galt er weit und breit als Zauberer, und viele ließen es sich nicht nehmen, daß er auch gefährliche Gifte bei sich führe, um mißliebige Personen in geheimer, unauffälliger Weise aus dem Weg zu schaffen.

Der Kaffer steckt überhaupt voll von Aberglauben. Wird da jemand krank, und sei es aus der natürlichsten Ursache von der Welt, so hat man gleich irgend eine Person in der näheren oder entfernteren Umgebung in Verdacht, diese Krankheit durch Gift oder Zauberei verursacht zu haben. Als ich selbst vor mehreren Jahren schwer krank darniederlag, redeten viele Schwarze in ähnlicher Weise: „Abantu bayambulala, die Leute, d. h. bösgesinnte Schwarze, bringen ihn um!“ Stirbt der Kranke, so kann man kurz darauf hören, diese und diese Person hat den armen Menschen in hinterlistiger Weise ums Leben gebracht.

Nun hatte sich bei Slogolos Kraal ein junger Mensch, namens S k e l e m, niedergelassen. Er war noch unverheiratet, doch seine Braut, mit der er sich auf heidnisch-kaffrischer Weise verlobt hatte, lebte schon bei ihm. Da wird eines Tages diese Weibsperson krank. Sogleich steiat in Skelem schwarzer Verdacht auf. „Das hat ge-